

Die besondere Normalität

Das Stadthaushotel Hamburg arbeitet wie jedes andere Hotel. Fast. Denn hier machen Behinderte die Betten und servieren Kaffee. Der lange Weg von einer aus der Not geborenen Idee bis zum sozialen Vorzeige-Unternehmen

TEXT Felix Zimmermann
FOTOS Insa Catherine Hagemann & Joanna Nottebrock

Schöner wäre es, dieser Text müsste nicht geschrieben werden. Weil es keiner besonderen Erwähnung wert wäre, dass die, die in unserer Gesellschaft an den Rand sortiert werden, mitten unter denen sind, die als normal gelten, als leistungsfähig, flexibel und schnell. Wenn also Behinderte und Nicht-Behinderte miteinander arbeiten, ja, leben würden. Das wäre eine bessere Welt. Aber bislang existiert sie nur in Nischen.

Zum Beispiel in einem kleinen Hotel an der Holstenstraße in Hamburg-Altona, dem Stadthaushotel. Zusammen mit dem Café Max B um die Ecke erprobt es im Kleinen, was normal sein könnte, wenn nur viel öfter Normal und Nicht-Normal ganz selbstverständlich zusammengebracht würden. Das Hotel beschäftigt 13 behinderte und drei nicht behinderte Menschen, und die leisten ihre Arbeit so, dass das Hotel wie jedes andere auch funktioniert. Sie haben eine hauswirtschaftliche Ausbildung und werden nach Tarif bezahlt. 13 Zimmer hat das Haus, sieben sind rollstuhlgerecht, sechs nicht; die Nacht

mit Frühstück kostet 99 Euro im Doppelzimmer. Der Service ist freundlich, die Mitarbeiter helfen gerne, die Zimmer sind sauber. Damit will das Haus überzeugen – und nicht als besonders gelten, nur weil seine Mitarbeiter Behinderte sind. Es versteht sich nicht als Hotel für Behinderte, sondern für jeden Gast. Das ist, in aller Knappheit, das Konzept.

Mehr braucht es nicht, um zu integrieren, und vielleicht ist das Stadthaushotel gastlicher und der Aufenthalt noch angenehmer, als es für ein Haus der Drei-Sterne-Kategorie üblich wäre.

An diesem Mittwoch ist Timo Schulze für den Zimmerservice zuständig. Der 29-Jährige kam mit dem Down-Syndrom auf die Welt. Die Mutation eines Genoms führt zu einer Beeinträchtigung der kognitiven Fähigkeiten. Down-Syndrom bedeutet: Betreuung ist notwendig, mit viel Geduld und kompetenter Hilfe aber können Menschen mit Down-Syndrom ein relativ selbstbestimmtes Leben führen. Dass Timo Schulze nun schon seit mehreren Jahren jeden Morgen seine Sachen packen und sich mit S-Bahn und Bus von seiner

Wohnung auf zum Hotel machen kann, ist einerseits einer kontinuierlichen Förderung zu verdanken – und andererseits einer Idee, die am Anfang der Geschichte des Stadthaushotels stand.

Sie entsprang ganz unmittelbar der Erfahrung, was es bedeutet, als Behinderter von den alltäglichen Prozessen der Arbeits- und Lebenswelt ausgeschlossen zu sein. Die Eltern von acht körperlich und geistig behinderten Kindern wollten das nicht akzeptieren. Sie glaubten an ihre Kinder, waren sich sicher, dass sie mehr können, wenn man ihnen nur mehr zutraut. Das Umfeld dafür mussten sie allerdings selbst schaffen, denn das gab es nicht.

1987 gründeten sie den Verein Werkstatt in Hamburg, um ihren Kindern ein dauerhaftes Wohn- und Arbeitsumfeld zu geben. Sechs Jahre später eröffneten sie das Hotel, darüber eine betreute Wohngruppe, in der die Mitarbeiter untergebracht waren. Die Idee war gut, doch auf Dauer gehörte mehr dazu, ein Hotel kontinuierlich und profitabel zu betreiben. Als Fördermittel ausliefen und Spenden versiegten, geriet das Stadthaushotel in



Kai Wiese (o.), Vorsitzender des Träger-Vereins, sagt: „Wir suchen unsere Mitarbeiter nur nach Bereitschaft und Fähigkeit aus.“ 13 Behinderte sind im Stadthaushotel tätig, Timo Schulze (u.) ist einer von ihnen. Der 29-Jährige ist für die Zimmer zuständig





Das Hotel in Altona hat eine Auslastung von gut 80 Prozent. Jetzt soll eine größere Filiale in der Hafen-City entstehen, Hamburgs neuem Prestige-Viertel

Schwierigkeiten. Schließen oder auf professioneller Basis weitermachen, das war die Frage. Und es ereignete sich das, was Kai Wiese „eine jungfräuliche Geburt“ nennt. Zwei Dinge trafen aufeinander, die zusammen etwas Neues ergeben.

Kai Wiese ist Vorstandsvorsitzender des Vereins „Jugend hilft Jugend“, einer Hamburger Institution, vor allem in der Drogen- und Suchthilfe. „Jugend hilft Jugend“ wurde 1970 von einer Gruppe Studenten gegründet, „die nach der Theorie etwas Praktisches machen wollten“. Wiese kam zwei Jahre später dazu und fand das Konzept „faszinierend“: Betreuer lebten mit, wie Wiese es ausdrückt, „Menschen aus Fürsorgebereichen, um ihnen zu zeigen, dass es auch etwas anderes gibt, als sich dauernd die Binde dicht zu machen“.

Wiese redet so, verständnisvoll einerseits, zupackend andererseits; zum Nadelstreifensakko trägt er ein graues Hemd, die bordeauxrot gemusterte Krawatte locker gebunden. Die Eltern des Stadthaushotels seien damals in die Förderfalle getappt, sagt er. Sie hätten sich zu sehr allein darauf verlassen. Als er sich das benachbarte Grundstück ansah, weil der Verein dort ein Haus mit Jugendwohnungen bauen wollte, kam man ins Gespräch. Wiese entdeckte schnell „die gleiche Grundphilosophie, dass sich die Würde des Menschen durch seine Möglichkeiten ergibt und nicht durch staatliche Förderung“.

Schließlich entschieden sich die Eltern für eine Erweiterung des Hotels, um es profitabler zu machen. Wieses Verein stellte sechs Zimmer seines Neubaus zur Verfügung. Ihm schwebte „ein gemütliches Miteinander“ von Hotel und einem Café im Erdgeschoss des „Jugend hilft Jugend“-Hauses vor. Mehr war nicht geplant.

„Zur Würde des Menschen gehört es, dass ich ihn ernst nehme und ihn beteilige“

Kai Wiese, Stadthaushotel

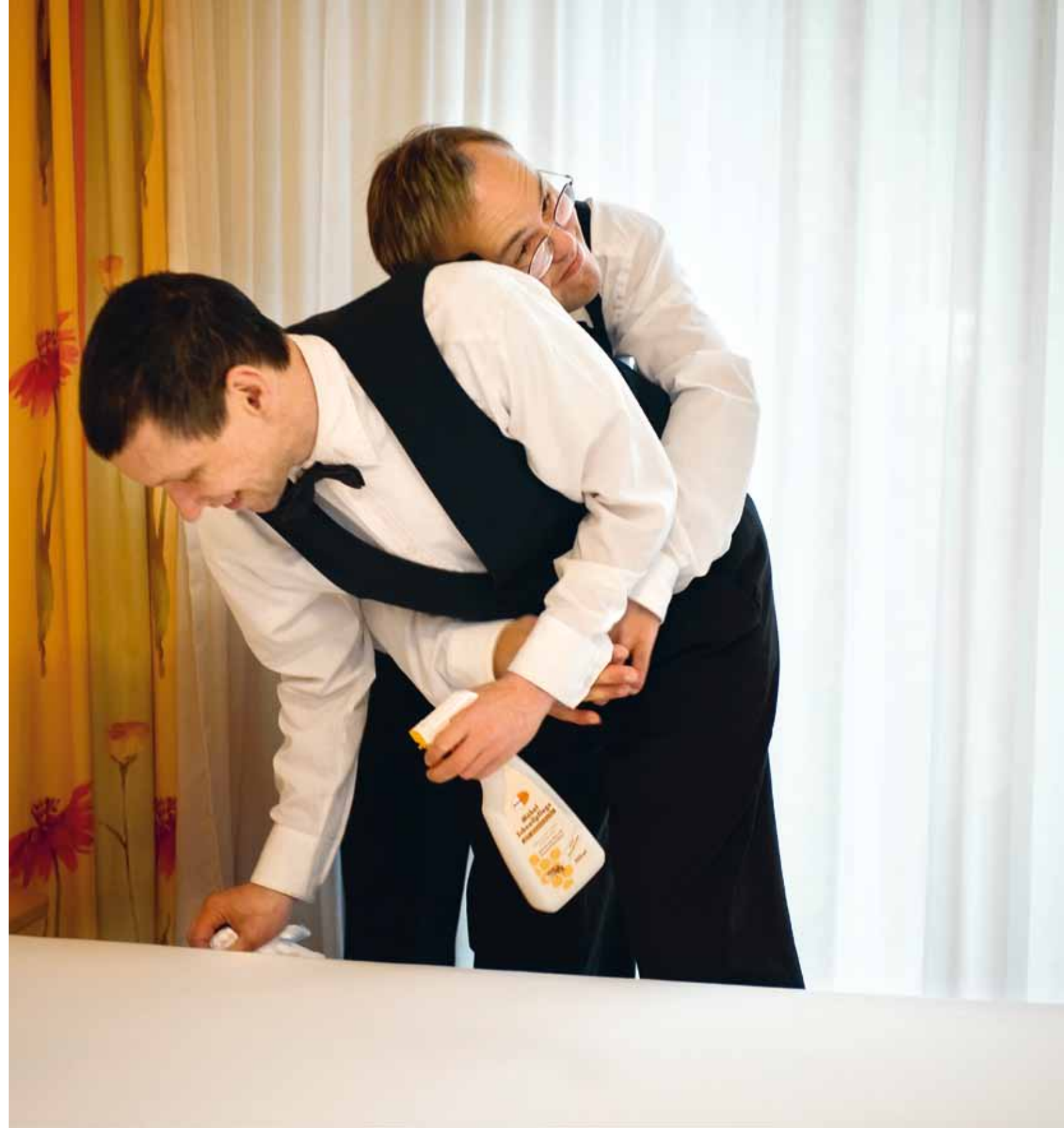
Als der Elternverein als Hotelbetreiber wenige Jahre später doch aussteigen wollte, übernahm „Jugend hilft Jugend“ das Hotel. Es passte ohnehin ins Konzept, weil der Verein schon länger dazu übergegangen war, seinen Klienten über Arbeitsprojekte den Weg zurück ins normale Leben zu ebnet: Entrümpelungen, Gartenarbeit, Renovierungen, solche leichten Sachen, bei denen es egal ist, wie einer aussieht. Hauptsache, die Arbeit wird gemacht.

Wiese sagt: „Zur Würde des Menschen gehört es, dass ich ihn ernst nehme und ihn beteilige. Und dazu gehört, dass er gefordert wird.“ Das mag etwas schroff klingen, vielleicht zu sehr nach FDP, aber Wiese will es nicht so plakativ verstanden wissen. Die Leute sollen halt mitmachen,

staatliche Förderung sei nicht alles, eher: Zieht euch selbst aus dem Dreck, wir helfen euch dabei. Fürs Hotel übersetzt bedeutet das: „Wir suchen Mitarbeiter nur nach Bereitschaft und Fähigkeit aus.“

Als „Jugend hilft Jugend“ unversehens zum Hotelbetreiber geworden war, wuchs das Café Max B, in dem vor allem ehemalige Junkies arbeiten, mit dem Hotel zusammen. Geändert wurde an dem Konzept so gut wie nichts. Nur das: Das Hotel musste profitabler werden, die Mitarbeiter zu richtigen Mitarbeitern mit festen Dienstplänen. Vorher war es mitunter so, dass die Eltern ihren Sohn oder ihre Tochter schon vor dem Feierabend abholten, um etwas mit den Kindern zu unternehmen. Als das dann nicht mehr möglich war, murrten die Eltern zwar am Anfang, sie sahen aber auch, mit wie viel professionellem Ernst die Hotelangestellten nun der Arbeit nachgingen.

Heute ist das Stadthaushotel zu 80 Prozent ausgelastet, was für ein Haus dieser Größe ausgesprochen gut ist. 70 Prozent des Umsatzes erwirtschaftet es selbst. Was darüberhinaus fehlt, wird aus Rücklagen des Vereins genommen oder aus Spenden ergänzt. „Wir sind froh, wenn wir die schwarze Null schreiben“, sagt Kai Wiese. Gefördert werden die Mitarbeiter nur mit dem üblichen Zuschuss, den ein Arbeitgeber für behinderte Mitarbeiter laut Sozialgesetzbuch bekommt.



Die Behinderten kümmern sich im Stadthaushotel darum, den Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten – da darf die Nähe untereinander nicht zu kurz kommen



Die Angestellten lieben ihren Job, weil er so abwechslungsreich ist – jeder muss in allen Bereichen arbeiten: Gäste bedienen, Müll entsorgen, Frühstücksservice oder auch Betten machen



Süster Eichler leitet gemeinsam mit einem Kollegen das Hotel – zuvor hat sie in Vier- und Fünf-Sterne-Hotels gearbeitet

Timo Schulze hat derweil die Vormittagspause im Kreise der Kollegen beendet. An einem runden Tisch im Frühstücksraum saßen sie, ihre bunten Brotdosen vor sich, eine muntere Runde, gekleidet im hotelüblichen Schwarz und Weiß. Jetzt geht der Arbeitstag weiter, ein Plan gibt mit farbigen Markierungen vor, wer was zu erledigen hat.

Schulze ist an diesem Tag für die Zimmer zuständig. „Ich habe eine Abreise, fünf Zimmer bleiben“, sagt er. Das heißt für ihn: Bäder putzen, Betten machen, Staub saugen, Staub wischen. Anstrengend findet er vor allem die Fußleisten, weil er sich dazu bücken muss. Er hatte einen Unfall, das Knie schmerzt seitdem. Aber ansonsten: „Die Arbeit macht Spaß.“ Er hatte zunächst ein Praktikum gemacht, entschied sich dann, im Hotel arbeiten zu wollen. Ihm gefällt die abwechslungsreiche Tätigkeit, denn im Stadthaushotel macht jeder alles – immer genau nach dem Plan. Müll entsorgen, Wäscherei, Frühstücksservice, die Gäste bedienen. „Die frage ich nach Kaffee oder Tee“, sagt er und deutet eine kleine Verbeugung an, wie er sie im Frühstücksraum auch macht.

Die Arbeit im Hotel, sagt Kai Wiese, ist für Behinderte gut zu schaffen, weil es ein festes, wiederkehrendes Repertoire an Aufgaben gibt. Und außerdem sei bei vielen Behinderten die Sozialkompetenz besonders hoch, was sich im Gastgewerbe gut

mache. Die Gäste registrierten das auch und kämen wieder, Gästebucheinträge wie dieser sind keine Seltenheit: „Herzlichen Dank, das Stadthaushotel ist uns über die Jahre ans Herz gewachsen, ein bisschen Heimat in Hamburg.“ Das Hotel lebt von seinen Stammgästen und denen, die durch Mundpropaganda erfahren, was für ein besonderes Haus es dort in Altona gibt. Geld für große Werbekampagnen hat das Stadthaushotel nämlich nicht.

Die, die am engsten mit den Angestellten zu tun hat, ist Süster Eichler. Die gelernte Hotelkauffrau und studierte Hotelbetriebswirtin leitet das Haus gemeinsam mit einem Kollegen. Sie hat in Vier- und Fünf-Sterne-Hotels gearbeitet, das Stadthaushotel ist etwas ganz anderes, sagt sie. „Die unterschiedlichen Beeinträchtigungen machen es besonders.“

Damit umzugehen, musste sie erst lernen. Es müsse viel mehr improvisiert werden, einige Mitarbeiter würden nach wie vor auf genaue Anleitungen warten, obwohl sie schon lange dabei sind. „Aber: Es ist ein Hotel, mit Mitarbeitern, die ihre Arbeit machen, weil sie wissen, wie es geht“, sagt Eichler. Wenn sie im Nobelhotel manchmal einem Kollegen dreimal sagen musste, was als nächstes zu tun ist, kann es im Stadthaushotel fünfmal sein. So groß ist der Unterschied also nicht.

Heute denkt niemand mehr daran, das Haus aufzugeben, weil es keine dicken Ge-

winne abwirft. Das Konzept soll sich vielmehr entwickeln. In Hamburgs prestigeträchtigem Großbauprojekt Hafen-City entsteht derzeit ein neuer Stadtteil, das Stadthaushotel will dort eine Filiale eröffnen: Kai Wiese nennt es „Europas größtes integratives Hotelprojekt“, geworben wird mit dem Slogan „Drei Sterne für Hamburg: Fünf Sterne für die Menschlichkeit“.

80 Zimmer soll das Haus haben, ein Restaurant mit 120 Sitzplätzen, Konferenz- und Festsäle, 40 der 60 entstehenden Jobs sollen Behinderte bekommen. Senat und Bürgerschaft der Hansestadt haben den Grundstückserwerb unterstützt und Baukosten mitfinanziert. So flossen aus einem Sonderinvestitionsprogramm der Bürgerschaft bislang insgesamt 1,3 Millionen Euro, die Sozialbehörde hat 1,8 Millionen Euro für den Bau reserviert. Insgesamt rechnet „Jugend hilft Jugend“ mit 13 Millionen Euro Baukosten. Den Rest will der Verein über eigene Mittel, Spenden und Kredite aufbringen. Knapp eine Million Euro fehlen noch, und Wiese ist optimistisch, dass sie das Geld aufbringen werden.

Auch weil er überzeugt ist, dass Hamburg unbedingt einen solchen „sozialen Leuchtturm“ braucht – quasi als Ergänzung zu einem kulturellen Prestigeobjekt wie der Elbphilharmonie. Wiese will jetzt auch im großen Rahmen zeigen, „dass es für alle viel toller ist, in einer integrativen Gesellschaft zu leben“. /

